

suhrkamp taschenbuch 622

An der Militärschule Leoncio Prado in Lima, an der den Söhnen reicher, aber auch ärmerer Familien Disziplin beigebracht wird, bildet eine Gruppe von Kadetten unter der Führung des machtgerigen »Jaguar« eine verschworene Gemeinschaft. Als einer der Schüler, in der Hierarchie »Sklave« genannt, ein Mitglied dieser Gruppe wegen eines Vergehens an die Schulleitung verrät, wird der Täter der Schule verwiesen. Der »Sklave« kommt aber nicht davon: Bei einer militärischen Übung trifft ihn eine tödliche Kugel. Die Schule spricht von einem bedauerlichen Unfall, und alle, die es anders sehen wollen, werden aufs heftigste unter Druck gesetzt.

Dieser erste Roman von Mario Vargas Llosa zeichnet das genaue Bild einer zerrissenen Gesellschaft. Wie kaum einem anderen gelingt es ihm, ins Innere von Menschen zu leuchten und das subtile Geflecht der Machtverhältnisse unter den Jugendlichen und Erwachsenen zu schildern.

Mario Vargas Llosa, 1936 in Arequipa/Peru geboren, lebt heute in London, Paris, Madrid und Lima. Sein schriftstellerisches Werk erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag; zuletzt der Roman *Das Paradies ist anderswo* (2004, st 3713) und *Briefe an einen jungen Schriftsteller* (2004, st 3601).

Mario Vargas Llosa  
Die Stadt und die Hunde

Roman

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien bei Editorial Seix Barral S.A.,  
Barcelona, unter dem Titel *La ciudad y los perros*.  
Aus dem Spanischen übertragen von Wolfgang A. Luchting  
Ungekürzte Ausgabe

Umschlagfoto: Santiago Harker

suhrkamp taschenbuch 622  
Erste Auflage 1980  
*La ciudad y los perros* © Editorial Seix Barral S.A., Barcelona, 1962  
© der deutschen Übersetzung Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg, 1966  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie  
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Satz: LibroSatz, Kriftel  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski  
ISBN 978-3-518-37122-0

12 13 14 15 16 – 14 13 12 11 10

## Erster Teil

Kean: Man spielt Helden,  
weil man feige ist,  
und Heilige,  
weil man böse ist;  
man spielt Mörder,  
weil man vor Verlangen stirbt,  
seinen Nächsten zu töten;  
man spielt,  
weil man ein Lügner von Geburt ist.  
*Jean-Paul Sartre*

## I

»Vier«, sagte der Jaguar.

Die Gesichter entspannten sich im unsichern Schein, den die Glühbirne durch ihre wenigen noch sauberen Stellen im Raum verbreitete: für die anderen war die Gefahr vorbei, nicht für Porfirio Cava. Die Würfel lagen still, zeigten drei und eins, ihr Weiß stach vom schmutzigen Fußboden ab.

»Vier«, wiederholte der Jaguar, »wer hat vier?«

»Ich«, flüsterte Cava, »ich hab vier.«

»Beeil dich«, drängte der Jaguar. »Du weißt: das zweite von links.«

Cava fröstelte plötzlich. Die fensterlosen Waschräume befanden sich jeweils am Ende der Schlafsäle und waren nur durch eine dünne Holztür von ihnen getrennt. In den Jahren vorher war die Winterkälte nur bis zum Schlafsaal vorgedrungen, war durch die zerbrochenen Fensterscheiben hereingesickert; aber dieses Jahr war sie aggressiv; fast kein Winkel der Schule war vor dem Wind sicher. Er blies nachts sogar bis in die Waschräume, verjagte den tagsüber angesammelten Gestank und vertrieb die laue Wärme. Aber Cava war in der Sierra geboren und aufgewachsen, er war an Kälte gewöhnt. Die Gänsehaut kam von seiner Angst.

»Ist jetzt Schluß? Kann ich schlafen gehen?« fragte Boa: ein ungewöhnlich großer Körper, eine zu laute Stimme, ein Schopf fettiger Haare, die vom zu großen Schädel wegstanden, ein winziges Gesicht mit vor Müdigkeit dick verquollenen Augen. Er hatte den Mund offen, von der vorstehenden Unterlippe hing eine Tabakfaser. Der Jaguar sah ihn aufgebracht an.

»Ich hab um eins Wachdienst«, verteidigte sich Boa. »Ich möchte noch ein wenig schlafen.«

»Geht nur«, sagte der Jaguar. »Ich weck euch um fünf Uhr.«

Boa und Löckchen verschwanden. An der Türschwelle stolperte einer der beiden und fluchte.

»Sobald du zurückkommst, weckst du mich«, ordnete der Jaguar an. »Und brauch nicht so lang. Es ist bald zwölf.«

»In Ordnung«, antwortete Cava. Sein ausdrucksloses Gesicht wirkte müde. »Ich geh mich anziehen.«

Beide verließen den Waschraum. Es war dunkel im Schlaf-

saal; aber Cava kannte den langgestreckten und hohen Raum zur Genüge. Er brauchte kein Licht, um sich zwischen den zwei Reihen von Betten zurechtzufinden. Eine zufriedene Stille herrschte jetzt im Saal, die nur hie und da von Schnarchen und schlaftrunkenem Gemurmel gestört wurde. Er erreichte sein Bett, das zweite von rechts, das untere, etwa einen Meter von der Tür entfernt. Während er im Spind nach seiner Hose, dem khakifarbenen Hemd und den Stiefeln tastete, spürte er im Gesicht den nach Tabak riechenden Atem Vallanos, der in der oberen Pritsche schlief. In der Dunkelheit konnte Cava die doppelte Reihe der großen und weiß schimmernden Zähne des Negers sehen. Das Wort »Nagetier« fiel ihm ein. Ganz langsam und geräuschlos zog er den blauen Flanellpyjama aus und kleidete sich an. Die Uniformjacke aus Drillich hängte er um die Schultern. Dann schlich er vorsichtig, denn seine Stiefel knarzten, zum Bett des Jaguar am anderen Ende des Saales, neben dem Waschraum.

»Jaguar.«

»Ja. Da, nimm!«

Cava streckte die Hand aus, berührte zwei kalte Gegenstände, einer fühlte sich rau an. Die Taschenlampe behielt er in der Hand, die Feile steckte er in die Jackentasche.

»Wer hat Wachdienst?« fragte Cava.

»Der Dichterling und ich.«

»Du?«

»Ja, aber für mich macht der Sklave Dienst.«

»Und in den andern Abteilungen?«

»Hast du Angst?«

Cava antwortete nicht. Auf Zehenspitzen glitt er zur Tür. Behutsam öffnete er einen der Flügel, konnte aber nicht vermeiden, daß er knarrte.

»Ein Dieb!« schrie jemand in der Dunkelheit. »Schlagt ihn tot, Wachen!«

Cava erkannte die Stimme nicht. Er spähte hinaus: der Patio lag verlassen da, schwach erhellt von den elektrischen Lampen des Exerzierplatzes, der die Schlafsäle von einer ausgedehnten Grasfläche trennte. Die Umriss der drei Betonbauten, in denen die Kadetten des Fünften Jahres untergebracht waren, verschwammen im Nebel, so daß sie schemenhaft wirkten. Cava trat hinaus. Den Rücken an die Mauer gepreßt, blieb er

einige Sekunden still und ohne zu denken stehen. Von jetzt an konnte er mit keiner Hilfe mehr rechnen. Selbst der Jaguar war jetzt in Sicherheit. Cava beneidete die Kadetten, die schlafen durften, die Unteroffiziere und die schnarchenden Rekruten im Schuppen auf der gegenüberliegenden Seite des Sportstadions. Er fühlte, daß ihn die Angst lähmen würde, wenn er nicht sofort handelte. Er berechnete die Entfernung: erst mußte er den Patio überqueren, dann den Exerzierplatz. Danach mußte er, geschützt vom Dunkel des freien Feldes, den Speisesaal, die Verwaltungsräume und die Stuben der Offiziere umgehen, dann einen weiteren Patio überqueren, diesmal einen kleinen, betonierten, der vor dem Unterrichtsgebäude lag. Dort war keine Gefahr mehr. Die Streife kam nie dort vorbei. Dann der Rückweg. Cava empfand den unsinnigen Wunsch, den Plan willen- und gedankenlos wie eine Maschine ausführen zu können. So lange verbrachte er nun schon einen Tag nach dem anderen in einer Routine, die ihm alle Entscheidungen abnahm, die ihn sanft zu Handlungen trieb, über die er sich kaum noch Rechenschaft ablegte; diese Sache heute nacht war anders; er hatte sie sich selbst auferlegt. Eine ungewohnte Klarheit erfüllte ihn auf einmal.

Eng an die Wand gedrückt, tastete er sich voran. Anstatt den Patio zu überqueren, machte er einen Umweg an den gebogenen Mauern vom Schlafsaal des Fünften Jahres entlang. Als er am anderen Ende angelangt war, sah er sich besorgt um: der langgestreckte Exerzierplatz schien unendlich und unheimlich, eingerahmt von den symmetrisch angebrachten Lampen, um die sich der Nebel ballte. Außerhalb des Lichtbereichs wußte er im dichten Dunkel die weite Rasenfläche. Wenn es nicht zu kalt war, pflegten die Nachtwachen sich dort auszustrecken, um zu schlafen oder sich mit gedämpfter Stimme zu unterhalten. Er hoffte, daß in irgendeinem Waschraum ein Würfel- oder Kartenspiel im Gang war und die Wachen sich heute nacht dort zusammengefunden hatten. Er ging rasch und hielt sich, den Lichtkegeln ausweichend, im Schatten der Gebäude zu seiner Linken. Das Donnern der unterhalb des Schulgeländes am Fuß der Klippen sich brechenden Brandung und das Rauschen des zurückflutenden Meeres übertönten das Geräusch seiner Stiefel. Als er bei den Unterkünften der Offiziere ankam, zauderte er erst und beschleunigte dann seine Schritte.

Er spurtete quer über den Exerzierplatz und tauchte in der Dunkelheit des Rasenplatzes unter. Als sich in seiner Nähe plötzlich etwas regte, durchzuckte ihn – wie der Schmerz nach einem Faustschlag – erneut die Angst, die er schon fast überwunden wähnte. Er blieb einen Augenblick stehen: aus einem Meter Entfernung starrten ihn die sanften, furchtsamen Augen der Vicuña<sup>1</sup> an, die wie Glühwürmchen glänzten. »Mach, daß du wegkommst!« zischte er wütend. Das Tier rührte sich nicht. »Das verfluchte Tier schläft nie«, dachte Cava. »Und frißt nie. Wie kann es da leben?« Er ging weiter. Als er vor zweieinhalb Jahren nach Lima gekommen war, um die letzten Schuljahre zu absolvieren, hatte es ihn verblüfft, dieses sonst nur in der Sierra anzutreffende Tier unerschrocken zwischen den grauen und von der Feuchtigkeit angenagten Mauern der Kadettenschule Leoncio Prado umherwandern zu sehen. Wer hatte die Vicuña wohl mitgebracht? Und aus welchem abgelegenen Dorf in den Anden? Die Kadetten pflegten Wetten abzuschließen, wessen Steinwürfe sie am häufigsten treffen würde. Die Vicuña reagierte kaum auf die Steine, die sie trafen. Langsam und gleichgültig entfernte sie sich von den Jungen. »Wie die Indios«, dachte Cava. Er rannte die Treppe zu den Schulzimmern hinauf. Der Lärm, den seine Stiefel machten, kümmerte ihn nicht mehr. Hier war niemand; nur Schulbänke, Katheder, Wind und Schatten. Mit großen Sätzen lief er den Korridor entlang. Dann blieb er stehen. Im bleichen Licht der Taschenlampe entdeckte er das Fenster. »Das zweite von links«, hatte der Jaguar gesagt. Tatsächlich, die Scheibe saß locker. Mit der Feile kratzte er den Kitt aus dem Rahmen und sammelte ihn in der anderen Hand. Er fühlte sich naß an. Dann hob er die Scheibe behutsam heraus und legte sie auf den Boden. Tastend suchte er nach dem Fensterriegel. Die Fensterflügel öffneten sich nach beiden Seiten. Sobald er eingestiegen war, ließ er den Strahl der Lampe durch das Zimmer wandern. Auf einem Tisch, neben dem Vervielfältigungsapparat, lagen drei Stapel Papier. Cava las das Deckblatt: »Zweites Semesterexamen in Chemie. Fünftes Jahr. Prüfungsdauer vierzig Minuten«. Die Blätter waren am Nachmittag erst abgezogen worden, und die Farbe glänzte noch. Schnell schrieb er die Fragen in ein Notizbuch ab, ohne zu begreifen, wovon sie handelten. Dann knipste er die Taschenlampe aus und ging

zurück zum Fenster. Er schwang sich auf das Sims und sprang hinaus: die Glasscheibe zerbarst unter seinen Sohlen klirrend in tausend Scherben. »Verdammte Scheiße!« stöhnte er. Versteinert vor Schrecken verharrte er in der Hocke. Aber seine Ohren vernahmen nicht das wilde Getöse, das sie erwartet hatten, die Stimmen der Offiziere, die er schon wie Gewehrschüsse auf sich hatte niederprasseln hören, nur seinen vor Angst stockenden Atem. Er wartete noch ein paar Sekunden. Dann las er, ohne daran zu denken, daß er ja die Lampe hätte benutzen können, mühselig so viele der weit verstreuten Glassplitter wie nur möglich vom Fliesenboden auf und steckte sie in die Jackentasche. Auf dem Rückweg zum Schlafsaal ließ er alle Vorsichtsmaßnahmen außer acht. Er wollte nur schnell zurück, sich ins Bett werfen und die Augen schließen. Draußen auf dem Rasenplatz warf er die Glasscherben weg und schnitt sich dabei die Hände blutig. In der Tür zum Schlafsaal blieb er stehen; er war erschöpft. Ein Schatten trat ihm entgegen.

»O. K.?« fragte der Jaguar.

»Ja.«

»Komm ins Klo.«

Der Jaguar ging voran, drückte mit beiden Händen gegen die Tür und trat in den Waschraum. Im gelblichen Licht des Raumes konnte Cava sehen, daß der Jaguar barfuß war; seine Füße waren groß und bleich, mit langen und schmutzigen Nägeln. Sie rochen nach Schweiß.

»Ich hab eine Scheibe zerbrochen«, sagte Cava leise.

Die Hände des Jaguar sausten wie zwei weiße Geschosse auf ihn zu und verkrallten sich in den Aufschlägen seiner Jacke, so daß sie zerknittert wurden. Cava verlor das Gleichgewicht, senkte aber den Blick nicht vor den Augen des Jaguar, die ihn zwischen geschwungenen Wimpern haßerfüllt anstarrten.

»*Serrano!*« sagte der Jaguar langsam. »Das konnte nur einem *serrano*<sup>2</sup> passieren. Aber das schwör ich dir, wenn wir erwischt werden . . .«

Er hielt ihn immer noch an den Revers. Cava legte seine Hände auf die Fäuste des Jaguar und versuchte sie loszumachen, ohne Gewalt anzuwenden.

»Finger weg!« sagte der Jaguar. Cava fühlte einen unsichtbaren Speichelregen in seinem Gesicht. »*Serrano!*«

Cava ließ die Hände sinken.

»Im Patio war niemand«, flüsterte er. »Niemand hat mich gesehen.«

Der Jaguar hatte ihn losgelassen; er biß sich in den Rücken der rechten Hand.

»Ich kann wirklich nichts dafür, Jaguar«, murmelte Cava. »Wenn wir entdeckt werden, nehm ich alles auf mich, und damit Schluß.«

Der Jaguar sah ihn von oben bis unten an. Dann lachte er.

»Feiger *serrano!*« sagte er. »In die Hose hast du gemacht vor Angst. Schau dich nur an!«

Er hat das Haus in der Avenida Salaverry in Magdalena Nueva vergessen, in dem er seit jener Nacht wohnte, als er das erste Mal nach Lima kam, und er hat die Reise vergessen, die achtzehn Stunden dauerte, jene Kette heruntergekommener Dörfer, die Sandwüsten, die winzigen Täler, das auf der anderen Seite mitunter aufblitzende Meer, die Baumwollfelder, Dörfer und wieder die Sandwüsten. Sein Gesicht war an die Scheibe gepreßt, sein Körper erschöpft von all der Aufregung – »ich werd Lima sehen!« Manchmal zog ihn seine Mutter an sich und flüsterte: »Richi, Ricardito!« »Warum weint sie?« dachte er. Die anderen Passagiere dösten oder lasen; der Chauffeur trällerte stundenlang fröhlich denselben Schlager vor sich hin. Ricardo hielt es den ganzen Vormittag über, den Nachmittag und die ersten Stunden des Abends aus, ohne die Augen vom Horizont abzuwenden; er hoffte immer, die Lichter der Stadt würden plötzlich auftauchen wie ein Fackelzug, der unvermittelt um die Ecke biegt. Dann erschlaffte die Müdigkeit allmählich seine Glieder und stumpfte seine Sinne ab. Immer wieder, wenn er fast schon eingeschlafen war, riß er sich zusammen und ermahnte sich mit zusammengebissenen Zähnen: »Ich werd nicht einschlafen! Aber auf einmal wurde er liebevoll wachgerüttelt: »Richi, wach auf: gleich sind wir da.« Er saß auf dem Schoß seiner Mutter, den Kopf an ihre Schultern gelehnt, und fröstelte. Lippen, die ihm vertraut waren, strichen sanft über seinen Mund. Im Halbschlaf fühlte er sich wie ein Kätzchen. Das Auto fuhr jetzt langsam; er sah undeutlich die Umrisse von Häusern, Straßenlichter, Bäume und eine Avenida, die länger war als die Hauptstraße von Chiclayo. Es dauerte einige Sekunden, ehe er merkte, daß die anderen Pas-

sagiere schon ausgestiegen waren. Der Chauffeur trällerte immer noch, aber nicht mehr so begeistert. ›Wie wird's sein?‹ fragte er sich. Und wieder überkam ihn wilde Unruhe, wie vor drei Tagen, als seine Mutter ihn beiseite gerufen – damit Tante Adelina sie nicht hörte – und gesagt hatte: »Dein Papa ist nicht tot; das war eine Lüge. Er ist gerade erst von einer seiner langen Reisen zurückgekommen und erwartet uns in Lima.« – »Gleich sind wir da«, sagte seine Mutter. »Avenida Salaverry, stimmt's?« fragte der Chauffeur. »Ja, Nummer 38«, antwortete seine Mutter. Er schloß die Augen und tat, als schlief er. Seine Mutter küßte ihn. ›Warum küßt sie mich auf den Mund?‹ dachte Ricardo; seine rechte Hand klammerte sich an den Sitz. Nach vielen Kurven hielt der Wagen endlich. Ricardo hielt die Augen weiter geschlossen und klammerte sich an den Körper, der ihn stützte. Auf einmal wurde der Körper seiner Mutter hart. »Beatriz«, sagte eine Stimme. Die Wagentür wurde geöffnet, jemand hob ihn hoch und stellte ihn auf den Boden, ohne ihn an der Hand zu halten. Da öffnete er die Augen: der Mann und seine Mutter hielten sich umschlungen und küßten sich auf den Mund. Der Chauffeur hatte aufgehört zu singen. Die Straße war leer und still. Er sah die beiden starr an; er maß die Zeit, indem er lautlos Zahlen vor sich hinsagte. Dann machte sich seine Mutter von dem Fremden los, wandte sich ihm zu und sagte: »Das ist dein Papa, Richi. Gib ihm einen Kuß.« Die fremden Arme hoben ihn erneut hoch, ein erwachsenes Gesicht näherte sich dem seinen, eine Stimme flüsterte seinen Namen, und dann spürte er zwei trockene Lippen auf der Wange. Er blieb ganz steif.

Er hat auch den weiteren Verlauf jener Nacht vergessen, die klammen Laken in jenem unwirtlichen Bett, die Einsamkeit, die er vertreiben wollte, indem er, angestrengt starrend, der Dunkelheit irgendeinen Gegenstand, irgendeinen Schimmer zu entreißen versuchte, und die Angst, die sein Inneres wie ein krummer Nagel zerriß. ›Wenn es Nacht wird, heulen die Füchse in der Wüste von Sechura wie Dämonen. Und weißt du warum? Damit es nicht so still ist, denn davor haben sie Angst‹, hatte Tante Adelina ihm erzählt. Er hätte auch schreien mögen, um etwas Leben in jene Kammer zu bringen, in der alles tot schien. Er stand auf: barfuß, halbnackt, zitternd vor Scham und Angst, jemand könnte plötzlich hereinkom-

men und ihn heruntappen sehen, tastete er sich zur Tür vor und preßte das Ohr ans Holz. Es war nichts zu hören. Er kehrte in sein Bett zurück und weinte, beide Hände vor den Mund haltend. Als das Tageslicht in die Kammer drang und die Straße mit Geräuschen füllte, waren seine Augen immer noch offen und seine Ohren immer noch auf der Hut. Erst viel später hörte er sie dann. Sie sprachen leise. Nur ein unverständliches Murmeln konnte er von seinem Bett aus hören. Dann vernahm er Lachen, Bewegungen. Noch später hörte er, wie sich die Kammertür öffnete, hörte Schritte, wußte, daß jemand an seinem Bett stand, Hände, die er kannte, deckten ihn zu, ein warmer Atem berührte sein Gesicht. Er schlug die Augen auf: seine Mutter lächelte. »Guten Morgen«, sagte sie zärtlich, »bekommt deine Mama heute keinen Kuß?« – »Nein«, antwortete er.

›Ich könnt ja hingehen und zu ihm sagen, gib mir zwanzig Sol, aber ich weiß jetzt schon: er würde ganz gerührt sein, und er würde mir vierzig oder fünfzig geben, aber das wäre genauso, als wenn ich zu ihm sagte, ich vergeb dir, was du meiner Mutter angetan hast, und von mir aus kannst du ruhig weiterhuren, Hauptsache, du gibst mir ein gutes Taschengeld.« Unter dem Wollschal, den ihm seine Mutter vor zwei Monaten geschenkt hat, bewegen sich Albertos Lippen tonlos. Die Uniform und die Kopfbedeckung, die er bis zu den Ohren heruntergezogen hat, schützen ihn vor der Kälte. Sein Körper ist bereits an das Gewicht des Gewehrs gewöhnt, er spürt es fast nicht mehr. ›Oder hingehen und ihr sagen, was haben wir denn davon, wenn wir keinen Centavo annehmen, laß ihn doch jeden Monat einen Scheck schicken, bis er bereit und zu uns zurückkommt, aber dann fängt sie nur zu flennen an und sagt, man muß das Kreuz tragen wie unser Herr Jesus Christ, und selbst wenn sie mitmacht, wieviel Zeit wird wohl vergehen, bis sie sich einigen, und dann hätt ich morgen die zwanzig Sol nicht.« Den Vorschriften nach müssen die Wachhabenden nachts im Patio ihres Jahrgangs und auf dem Exerzierplatz auf und ab marschieren, aber Alberto verbringt seine Wache damit, hinter den Schlafsälen an dem hohen, verwitterten Zaun entlangzuwandern, der die Vorderfront des Schulgebäudes einsäumt. Von dort aus sieht er durch die Querlatten die asphaltierte

Autostraße wie das Hinterteil eines Zebras. Sie zieht sich unterhalb der Einfriedung und am Rand der Steilklippen dahin. Er hört das Brausen des Meeres und kann, wenn der Nebel nicht zu dicht ist, in der Ferne die Mole des Strandbades von La Punta wie den glänzenden Schaft eines Speers ins Meer hinausragen sehen, ähnlich einem Wellenbrecher. Und auf der entgegengesetzten Seite kann er den strahlenden Fächer von Miraflores<sup>3</sup> sehen, von seinem Miraflores, das die unsichtbare Bucht zu umschließen scheint. Der Wachoffizier überprüft die Wachen alle zwei Stunden; um ein Uhr wird er Alberto auf seinem Posten finden. Bis dahin plant er seinen Wochenendausgang. ›Vielleicht wird einigen von den Kerlen warm bei dem Film, und wenn sie so viele Weiber in Unterhöschen sehen, und so viele Beine, und so viele Bäuche, und all das Fleisch, dann wollen sie vielleicht, daß ich ihnen Romänchen schreib, aber sie zahlen vielleicht im voraus, aber wann soll ich sie bloß schreiben, wo morgen doch die Chemieprüfung ist, und den Jaguar muß ich auch noch für die Prüfungsfragen bezahlen, es sei denn, Vallano sagt mir ein, dafür, daß ich ihm Liebesbriefe abfasse, aber wer traut schon einem Neger? Vielleicht wollen sie alle Liebesbriefe haben, aber wer zahlt schon bar, jetzt am Wochenende, wo doch alle spätestens mittwochs ihr Geld in La Perlita verbraucht haben, und beim Kartenspielen. Aber ich könnt auch zwanzig Sol verdienen, wenn die mit Ausgangssperre Zigaretten mitgebracht haben wollen, und zurückzahlen könnt ich das Geld ja mit Liebesbriefen und Romänchen, und toll wärs doch, wenn ich im Speisesaal eine Briefftasche fände, wenn jemand eine verloren hätte, ober in einem Klassenzimmer oder in den Klos, oder wenn ich jetzt in den Schlaftsaal der Hunde gehe und ein Spind nach dem andern aufmach, bis ich zwanzig Sol find, oder besser, jedem fünfzig Centavos wegnehm, dann merkt mans weniger, und ich bräuchte nur vierzig Spinde aufzumachen, und niemand würde aufwachen, und in jedem müßt ich fünfzig Centavos finden, ich könnt aber auch zu einem Unteroffizier gehen oder einem Teniente, und sagen: Leihen Sie mir bitte zwanzig Sol, ich möchte nämlich auch gern die Pies Dorados besuchen, ich bin nämlich schon ein Mann und, Scheiße noch mal! Wer brüllt denn da so . . .?«

Alberto erkennt die Stimme nicht gleich, denkt nicht gleich

daran, daß er ja Wache hat und sich nicht auf seinem Posten befindet. Er hört die Frage noch einmal, diesmal lauter: »Was ist mit diesem Kadetten los?« Und diesmal reagieren sein Körper und sein Hirn. Er blickt auf, sieht vor sich in einem Film die Wände der Wachstube, einzelne Soldaten, die davor auf einer Bank sitzen, das Denkmal des Helden, der mit gezogenem Säbel dem Nebel und den Schatten droht, sieht seinen Namen auf der Strafliste stehen, sein Herz klopft wie verrückt, Angst durchzuckt ihn, Zunge und Lippen bewegen sich unmerklich, vor ihm, zwischen dem Helden aus Bronze und sich selbst, sieht er in nicht ganz fünf Meter Entfernung Teniente Remigio Huarina, der mit in die Hüften gestützten Händen dasteht und ihn betrachtet.

»Was machen Sie hier?«

Der Teniente kommt auf Alberto zu. Der glaubt über die Schultern des Offiziers hinweg die dunkle, moosige Stelle am Sockel zu sehen, auf dem der Held steht. Alberto vermutet die Stelle nur, denn die Lichter der Wachstube sind schwach und weit weg; oder er bildet sich den Moosflecken überhaupt nur ein; vielleicht haben die Wachsoldaten den Sockel ausgerechnet heute saubergeschabt und abgerieben.

»Nun?« fragt der Teniente vor ihm. »Was gibt's?«

Reglos, die rechte Hand zum Gruß an der Kopfbedeckung, angespannt, alle Sinne wach, steht Alberto stumm vor dem im Nebel und gegen das Licht unscharf umrissenen kleinen Mann, der die Hände immer noch in die Hüften gestützt hält.

»*Mi teniente*, ich möchte Sie um Ihren Rat bitten«, sagt Alberto. »Ich könnt ihm ja weismachen, daß ich fast sterb vor Bauchweh, ich könnt ihm schwören, daß ich ein Aspirin oder so was brauch, daß meine Mutter schwer krank zu Haus liegt, daß die Vicuña erschlagen worden ist; ich könnt ihn inständig bitten . . .« »Ich meine, ich brauche Ihren Rat in einer Gewissensangelegenheit.«

»Was sagen Sie?«

»Ich habe ein Problem«, sagt Alberto, immer noch in Habachtstellung. » . . . sagen, mein Vater ist General, Konteradmiral, Feldmarschall, und schwören, daß er für jeden Strafpunkt, den er mir gibt, ein Jahr länger auf Beförderung wird warten müssen. Ich könnt auch sagen . . .« »Es handelt sich um etwas

Persönliches.« Alberto verstummt, zögert einen Augenblick und lügt drauflos: »Der Coronel hat uns gesagt, wir könnten unsere Offiziere jederzeit um Rat fragen. Ich meine, was persönliche Dinge anlangt.«

»Name und Abteilung?« sagt der Teniente. Er hat die Hände sinken lassen und sieht jetzt kleiner und schwächer aus. Er macht einen Schritt auf Alberto zu. Der kann, nun aus nächster Nähe und etwas unterhalb der Augenhöhe, den verdrossenen Mund, die von Falten umgebenen leblosen Krötenaugen und das runde, angespannte Gesicht sehen, das sich um einen Unerbittlichkeit vorgebenden Ausdruck bemüht, dabei aber nur dämlich aussieht. Es ist das Gesicht, das er macht, wenn er die Auslösung der Ausgangssperren befiehlt, seine eigene Erfindung: »Brigadier, lassen Sie die Leute abzählen und geben Sie jedem, auf den eine durch drei teilbare Zahl fällt, sechs Strafpunkte.«

»Alberto Fernández, Fünftes Jahr, erste Abteilung!«

»Um was handelt es sich?« fragt der Teniente. »Ohne Umschweife!«

»*Mi teniente*, ich glaube, ich bin krank. Ich meine, im Kopf, nicht am Körper. Jede Nacht habe ich Alpträume.« Alberto hat die Augen niedergeschlagen und tut kleinlaut. Er spricht ganz langsam, ohne zu überlegen, überläßt den Lippen und der Zunge das Weben des Lügengespinnstes, des Labyrinths, in dem sich die Kröte verirren soll. »Schreckliche Dinge träume ich, *mi teniente*. Manchmal träumt mir, ich töte jemanden. Daß mich Tiere mit Menschengesichtern verfolgen. Dann wache ich zitternd und schweißbedeckt auf. Es ist grauenhaft, *mi teniente*, ich schwör's Ihnen!«

Der Offizier sieht dem Kadetten prüfend ins Gesicht. Alberto stellt fest, daß die Augen der Kröte auf einmal lebendig geworden sind; die Pupillen, die wie zwei sterbende Sterne umherflattern, verraten Mißtrauen und Verblüffung. »Ich könnt lachen oder weinen, schreien, ich könnt auch davonlaufen.« Der Teniente scheint zu einem Schluß gekommen zu sein. Er tritt unvermittelt einen Schritt zurück und schreit: »Ich bin doch kein Pfaff, zum Teufel! Reden Sie doch mit Ihrem Vater oder Ihrer Mutter, wenn Sie Ratschläge in Gewissenskonflikten brauchen!«

»Ich bitte um Verzeihung, *mi teniente*«, stottert Alberto.

»Sagen Sie mal: Sie tragen ja eine Armbinde!« sagt der Offizier und nähert die Schnauze und die großen Augen dem Gesicht Albertos. »Haben Sie Wachdienst?«

»Ja, *mi teniente*.«

»Wissen Sie nicht, daß man niemals seinen Posten verlassen darf, außer als Leiche?«

»Doch, *mi teniente*.«

»Gewissenskonflikte! Sie sind geisteskrank!« Alberto hält den Atem an: die Grimasse der Unerbittlichkeit ist aus dem Gesicht des Teniente Remigio Huarina gewichen, sein Mund hat sich geöffnet, die zusammengezwickten Augen entspannen sich, auf der Stirn entstehen Falten. Er lacht. »Geisteskrank sind Sie, zum Teufel! Jetzt machen Sie aber, daß Sie auf Ihren Posten kommen! Und seien Sie froh, daß ich Ihnen nicht den Ausgang sperre!«

»Ja, *mi teniente*.«

Alberto macht eine Ehrenbezeigung, eine halbe Kehrtwendung, dabei sieht er den Bruchteil einer Sekunde die Soldaten vor der Wache vornübergeneigt auf der Bank sitzen. Im Weggehen hört er hinter sich: »Wir sind doch keine Pfaffen, zum Teufel!« Links vor ihm tauchen nacheinander drei Kasernenblöcke aus Zement auf: das Fünfte Jahr, dann das Vierte; am Schluß das Dritte, die Unterkunft der Hunde. Dahinter ruht das Stadion, der Fußballplatz ist von Unkraut überzogen, die Aschenbahn voller Löcher und Pfützen; die Holztribünen sind von der Feuchtigkeit angefressen. Jenseits des Stadions, hinter einem verwahrlosten Schuppen – der Unterkunft der Rekruten –, zieht sich die graue Mauer hin, die die Welt der Kadetenschule Leoncio Prado von den weit sich hinstreckenden Feldern des hier beginnenden La Perla trennt. »Und wenn Huarina auf den Boden geschaut hätt, und wenn er meine Stiefel gesehen hätt, und wenn der Jaguar die Chemiefragen nicht hat, und wenn er sie hat, aber sie mir nicht geben will, und wenn ich mich einfach vor die Pies Dorados hinstell und sag: Ich bin vom Leoncio Prado, und es ist das erste Mal, das bringt dir Glück, und wenn ich in den Barrio hinausfahr und mir von einem Freund zwanzig Sol leih, und wenn ich ihr meine Armbanduhr als Pfand geb, und wenn ich die Chemielösungen nicht auftreib, und wenn ich morgen früh beim Kleiderappell keine Schnürsenkel hab, dann bin ich beschissen, jawohl: be-

schissen!« Alberto geht langsam und läßt die Füße ein wenig schleifen: bei jedem Schritt verliert er fast die Stiefel, an denen seit einer Woche keine Schnürsenkel sind. Er hat jetzt die Hälfte des Wegs zurückgelegt, der von der Unterkunft des Fünften Jahres zum Denkmal des Helden führt. Vor zwei Jahren waren die Jahrgänge noch anders verteilt; die Kadetten des Fünften wohnten im Block neben dem Stadion, und die Hunde im Block neben der Wachstube; die vom Vierten waren immer in der Mitte, zwischen ihren Feinden. Als die Schule einen anderen Direktor bekam, führte der neue Coronel die gegenwärtige Verteilung ein. In einer Ansprache erklärte er die Gründe dafür: »In der Nähe des illustren Helden des Vaterlandes schlafen zu dürfen, nach dem unsere Schule benannt ist, das will erst verdient sein. Von jetzt an schlafen die Kadetten des Dritten Jahres hinten. Und mit jedem Jahr dürfen sie sich dem Denkmal Leoncio Prados um einen Block nähern. Und ich hoffe, wenn sie die Schule verlassen, werden sie ihm, der für die Freiheit eines Landes gekämpft hat, das nicht einmal Peru<sup>4</sup> war, ein bißchen ähnlich sein. Beim Militär muß man Respekt vor den Symbolen haben, *cadetes*, schreiben Sie sich das hinter die Ohren!«

»Und wenn ich dem Arróspide die Schnürsenkel klau? Gemein wär das, einem aus Miraflores was zu klauen, was so viele *serranos* in der Abteilung gibt, die bleiben das ganze Jahr in der Kaserne, als hätten sie Angst, auf die Straße zu gehen, wahrscheinlich haben sie auch Angst, ich muß mir jemand andern aussuchen. Und wenn ich sie einem von der Maffia klau, dem Lökchen oder dem doofen Boa, aber was wird dann aus der Prüfung, ich kann doch in Chemie nicht wieder sitzenbleiben! Und wenn ich sie dem Sklaven klau, sehr lustig! Das hab ich zum Vallano auch gesagt, weils wahr ist, du kommst dir sogar noch tapfer vor, wenn du eine Leiche verprügelst, nein, nur wenns gar nicht anders geht. An den Augen hat man sehen können, daß er ein Feigling ist, wie alle Neger, was der für Augen hat, und die Angst, das Herumgewetze! Umbringen tu ich den, der mir meinen Pyjama gestohlen hat, umbringen tu ich den, der, da kommt der Teniente, da kommen schon die Unteroffiziere, gebt mir meinen Pyjama zurück, ich brauch diesen Sonntag Ausgang, und ich will ja gar nicht verlangen, daß er ihn herausfordert oder daß er ihn wüst beschimpft, ich meine,

wenn er ihn wenigstens beleidigt oder zu ihm gesagt hätt, was fällt dir denn ein oder so was Ähnliches, aber sich einfach den Pyjama aus der Hand reißen zu lassen, mitten im Kleiderappell, ohne zu mucksen, das geht nicht. Dem Sklaven muß man die Feigheit aus dem Leib prügeln, die Schnürsenkel klau ich dem Vallano.«

Alberto ist nun bei dem schmalen Weg angekommen, der in den Patio des Fünften Jahres führt. In der feuchten, vom Rauschen des Meeres erfüllten Nacht stellt er sich hinter der Betonwand die stickige Dunkelheit der Schlafsäle vor, die zusammengerollten Leiber in den Betten. »Im Schlafsaal wird er sein, in einem Klo wird er sein, draußen auf dem Rasen wird er sein, tot wird er sein, wo soll ich dich nur suchen, mein lieber Jaguar?« Der verlassene, von den Lampen des Exerzierplatzes matt beleuchtete Patio gleicht der kleinen Plaza eines Provinzdörfchens. Nirgends ist ein Wachposten zu sehen. »Bestimmt ist ein Kartenspiel im Gang, wenn ich nur einen einzigen kleinen Centavo hätt, einen armseligen Scheißcentavo, dann könnt ich zwanzig Sol gewinnen, vielleicht mehr. Er spielt bestimmt irgendwo Karten, hoffentlich gibt er mir Kredit, ich schreib dir auch Liebesbriefe und Romänchen, eigentlich hat er während dieser drei Jahre nie etwas bei mir bestellt, nicht einmal Scheiße, ich seh schon, ich fall in Chemie wieder durch.« Er rennt den Gang entlang, trifft aber niemand. Er geht in die Schlafsäle der ersten und zweiten Abteilung: die Waschräume und Toilettenkabinen sind leer; in einer stinkt es fürchterlich. Er durchsucht die Toiletten der anderen Schlafsäle, macht absichtlich viel Krach, aber nirgends stockt das gleichmäßige oder nervöse Atmen der Kadetten. Im Schlafsaal der fünften Abteilung bleibt er stehen, kurz bevor er die Toilettentür erreicht. Hinter ihm spricht jemand im Schlaf; man kann im hastigen Gestammel die Wörter kaum unterscheiden, nur einen Mädchennamen. »Lidia, Lidia? Heißt so nicht die Freundin des Jungen aus Arequipa, der hat mir immer ihre Briefe und Fotografien gezeigt, und sein Herz ausgeschüttet, und »schreib ihr recht schön, ich hab sie so gern«, ich bin doch kein Pfaff, zum Teufel! Lidia?« In der siebten Abteilung, dicht bei den Pissuirs, sitzen dunkle Gestalten im Kreis: unter den grünen Uniformröcken wirken sie alle wie Bucklige. Acht Gewehre liegen kreuz und quer auf dem Boden, ein neuntes lehnt